

Nr. 35. Bromberg, den 14. Februar. 1934

Die Masken der Gisa Gisbert.

Roman von **Walter Erbse.**

„Ich spielte, um zu verlieren, aber ich gewann. Ich sah daß der Mann mir gegenüber verlor. Schließlich stand er auf, ich glaube sogar, er machte eine kleine Verbeugung gegen mich. Jetzt hatte ich dem unbekannten Partner am Spieltisch Revanche gegeben, nun war es genug. Ich hatte keine Lust mehr, weiter zu spielen."

„Sie verließen den Spielsaal, kurz nachdem Ihr unbekannter Partner das Spiel aufgegeben hatte?"

„Ja."

„Sie sahen den Herrn darauf nicht in den Kasinosälen oder in der Garderobe?"

„Nein."

„Weshalb fuhren Sie nicht sofort zu Ihrem Hotel zurück?"

„Ich hatte Kopfschmerzen und wollte frische Luft schöpfen. Ich ging in den Kasinogarten."

„Sie suchten ein Zusammensein mit dem interessanten Unbekannten?"

Gisa hob den Kopf und blickte den Richter fest an.

„Nein!" rief sie.

„Sie trafen sich aber doch im Garten?"

„Der Mensch war mir gefolgt, ohne daß ich es wußte."

„Sie behaupten, daß Sie den Mann vor Ihrer Begegnung im Garten nicht gesprochen haben?"

„Ja!"

„Er könnte Sie aber anders als mit Worten zu einem Rendezvous aufgefordert haben. Sie sprachen davon, daß er Sie fixiert hat. Vielleicht standen Sie unter einem gewissen Zwang, dem Sie unbewußt Folge leisten mußten."

Gisa Gisbert lehnte sich in den Stuhl zurück. Um ihren Mund spielte ein hochmütiges Lächeln.

„Die Sprache der Augen spielt im Film eine große Rolle, als Vertreterin des Films muß ich mich wohl darauf verstehen. Wohlverstanden im Film! Im Leben schüttle ich die Blicke der Männer wie Regentropfen von einr Ölhaut ab. Für eine Filmschauspielerin ist es nichts Ungewöhnliches, daß einer sie begafft oder unverschämt fixiert. Die Gesellschaften machen mit ihren Schauspielerinnen Reklame, die Zeitschriften und illustrierten Blätter bringen ihre Bilder, oft sehr gewagte Bilder, ohne daß die Betroffenen dagegen Einspruch erheben können. Das . . ."

„Zur Sache, Fräulein von Benkendorf!" unterbrach der Richer.

„Das gehört durchaus zur Sache, Herr Gerichtsrat. Ich suche Ihren Vorwurf zu entkräften, daß ich mich den herausfordernden Blicken des Mannes gebeugt hätte. Ich bitte Sie, mir zu glauben, daß wir Filmschauspielerinnen uns meist in Abwehrstellung gegen die Herausforderungen der Herren der Schöpfung befinden müssen. Dabei spricht wohl mehr ein Instinkt als der Verstand. Mein Instinkt warnte mich vor jenem Manne in Monte Carlo."

Der Untersuchungsrichter blätterte in den Akten.

„Nehmen wir an, daß Sie ohne jede Absicht den Kasinogarten aufsuchten. Tatsache ist, daß der Vicomte Ihnen gefolgt ist. — Der Garderobier hat diese Aussage gemacht. Der Mann erinnerte sich deutlich und will Sie auf dem Bild wiedererkannt haben. Der Vicomte war in den Spielsälen bekannt. Wie trafen Sie nun mit dem Vicomte zusammen?"

„Er war plötzlich hinter mich getreten, ohne daß ich ihn vorher bemerkt hatte. Er redete in sich überstürzenden Worten. Ich verstand sein Französich nicht, aber ich konnte den Sinn seiner Worte erraten. Er warde zudringlich. Ich wehrte ihn ab. Er sagte spöttisch, daß er sein Geld verloren hätte und sich nun schadlos halten wollte. Ich wollte ihm die Scheine geben, aber er wies das Geld zurück. Als ich die Noten in die Handtasche zurückschob, fühlte ich den kleinen Revolver, den ich bei mir zu tragen pflegte."

„Ist dies die Waffe?" fragte der Richter und reichte ihr einen kleinen Revolver hin.

Gisa nickte zustimmend. Einen Augenblick sann sie darüber nach, ob sie die Waffe verloren oder von sich geschleudert hatte, als sie den Toten vor sich sah.

„Berichten Sie bitte weiter, Fräulein von Benkendorf, Sie schossen auf den Vicomte?"

„Ich hob die Waffe und drohte, daß ich schießen würde, wenn er mich weiter belästigte. Der Mensch lachte mich aus und wollte auf mich zuspringen. Da schoß ich . . ."

Es entstand eine kleine Pause.

„Sie verstehen mit Waffen umzugehen?" fragte der Richter nach einer Weile.

„Ja."

„Hatten Sie die Absicht, den Mann zu töten?"

Gisa antwortete nicht sofort.

„In dem Augenblick vielleicht ja", sagte sie ein wenig zögernd.

„War der Vicomte sofort tot?"

„Ich weiß nicht. — — Er taumelte ein paar Schritte und stürzte zu Boden."

„Sie nahmen aber an, daß er tot war?"

„Ja."

„Sie ließen den Mann liegen und liefen davon und fuhren in Ihr Hotel?" Der Richter blätterte in den Akten. „Sie zahlten dem Portier Ihre Rechnung und fuhren mit dem Auto nach dem Flugplatz. Sie veranlaßten den Piloten Dr. Willfeld, der mit einem Albatrosflugzeug am nächsten Morgen starten wollte, mit Ihnen sofort zu fliegen. Haben Sie sich nicht klar gemacht, daß Ihre überstürzte Flucht den Verdacht sofort auf Sie lenken mußte?"

„Nein, ich hatte nur den Wunsch, schnell fortzukommen. Ich befand mich in einer großen Erregung."

Der Richter nickte verstehend.

„Sie hatten eine stürmische Fahrt bis Ulm. Hier mußte das Flugzeug zum Tanken landen. Ihnen ist der Flug nicht gut bekommen. Sie benutzten den Aufenthalt in Ulm, um mit dem Zuge weiterzureisen. Nicht wahr?"

Das ist die Aussage von Willfeld, dachte sie.

„Vielleicht habe ich dem Piloten dergleichen gesagt. In Wirklichkeit habe ich die Weiterfahrt mit dem Flugzeug abgebrochen, weil ich meine Spur verwischen wollte."

„Ach! Sie fühlten also eine Schuld, die Sühne erforderte?"

„Der Gedanke, einen Menschen getötet zu haben, war mir schrecklich. Ich fand erst nach Tagen mein inneres Gleichgewicht einigermaßen wieder."

„Wo hielten Sie sich in der Zeit bis zu Ihrer Rückkehr nach Berlin auf?"

„In München."

„War Ihnen bekannt, daß die Staatsanwaltschaft nach Ihnen fahndete?"

„Ich las die Nachricht vom Tode des Vicomte de Ribmans zufällig in einer Zeitung, las meinen Namen, und daß die Polizei sich mit der Sache befaßte."

„Sie fuhren deswegen nach Berlin zurück?"

„Ja. Mein Urlaub war auch zu Ende."

„Sie waren auf Ihre Verhaftung vorbereitet?"

„Ich vermutete, daß ich mich verantworten müßte. Ich hatte nicht die Absicht, einem Verhör aus dem Wege zu gehen."

Der Richter erhob sich.

„Ich danke Ihnen jedenfalls, daß Sie durch das offene Geständnis Ihrer Schuld dem Gericht seine Aufgabe sehr erleichtert haben."

„Sie irren sich, Herr Gerichtsrat! Ich habe Ihnen nackte Tatsachen berichtet. Wenn ich eine Schuld gestanden hätte, so würde das das Bewußtsein eines Schuldgefühles bei mir voraussetzen. Ich habe einen Straßenräuber von mir abgewehrt und würde heute in der gleichen Lage wieder dasselbe tun."

Der Richter lächelte überlegen.

„Die Beurteilung Ihrer Tat müssen Sie schon dem Gericht überlassen."

Er klingelte. Ein uniformierter Beamter erschien im Zimmer.

„Führen Sie die Angeklagte in ihre Zelle zurück."

Gisa sprang auf.

„Sie wollen mich in Haft behalten?"

„Sie sind des Totschlags angeklagt, Fräulein von Benkendorf."

Gisa atmete schwer.

„Wie lange —?"

Der Richter zuckte die Achseln und winkte dem Beamten.

Gisa Gisbert schritt neben dem Beamten durch die Gänge des Gerichtsgebäudes und sah sich wieder in der kahlen Zelle mit dem vergitterten Fenster. Sie schauerte fröstelnd zusammen. Sie war gefangen und nicht mehr Herr ihres Willens! Sie riß das Fenster auf, und ihre Hände krampften sich um die Eisenstäbe. Sie atmete die frische Luft, als müßte sie in der Luft des Raumes ersticken. Dann warf sie sich schluchzend auf das harte Bett.

Endlos dehnte sich die Nacht, endlos die Stunden des Tages.

Wieder ein kurzes Verhör des Untersuchungsrichters, eine Ergänzung ihrer gestrigen Aussagen. Dann wieder Einsamkeit in der engen Zelle. Aus der Liste der am Gericht tätigen Rechtsanwälte hatte sie sich irgend einen herausgesucht. Dieser suchte sie am nächsten Tage in ihrer Zelle auf.

Dr. Petersen war noch ein junger Mann mit angenehmem, intelligentem Gesicht und ruhiger, klangvoller Stimme. Sie hatte nicht das Gefühl der Inquisition, wie bei dem Untersuchungsrichter. Lange besprach sie sich mit ihm. Als Dr. Petersen am nächsten Tage wiederkam, brachte er ihr Blumen mit.

„Von meiner Frau", sagte er. „Sie nimmt innigen Anteil an Ihrem unglücklichen Geschick."

Gisa dankte und ordnete die Blumen in das Wasserglas.

„Ich habe gestern Abend Ihre Akten studiert", sagte er ruhig. „Ihre Tat, gnädiges Fräulein, ist ein Akt der Notwehr gewesen. Meiner Ansicht nach muß und wird sich das Gericht dazu bekennen. Eine gewisse Komplikation wird allerdings in Ihre Angelegenheit durch das auswärtige Amt hineingetragen."

„Das auswärtige Amt?" fragte Gisa erstaunt.

„Ja. Der Getötete war ja Franzose. Gewissermaßen wird also durch das auswärtige Amt eine Sühne verlangt. Trotzdem ist meines Erachtens ein Freispruch zu erwarten. Ich habe, Ihre Einwilligung vorausgesetzt, Haftentlassung gegen Stellung einer Kaution beantragt. Ich habe mich dieserhalb mit Ihrer Filmgesellschaft in Verbindung gesetzt, die für Sie die Kaution zahlen wird."

„Ich hätte selbst . . ."

„Um so besser. In den nächsten Tagen wird darüber beschlossen werden."

„Und wann wird die Verhandlung sein?"

„Ich hoffe, daß sie noch vor den Gerichtsferien stattfindet, das wäre in zwei bis drei Monaten."

„Oh Gott!"

„Eben deshalb habe ich die Haftentlassung beantragt."

•

Gisa wartete, wartete noch drei endlose Tage. Stundenlang stand sie an dem kleinen Fenster und starrte auf das Stückchen blauen Himmel, hörte auf das Gezwitscher der Spatzen auf den Dächern und den Mauersimsen. Frühling! Frühling! In dumpfer Verzweiflung ließ sie den Kopf auf die Arme sinken, sie fühlte die erdrückende Enge des Raumes, dessen dumpfe Luft ihr die Kehle zuschnürte, sie fühlte die ankommende Schwäche, die ihren Trotz zu brechen drohte.

Dr. Petersen kam täglich eine kurze Stunde zu ihr, fragte nach irgend einer Kleinigkeit und plauderte mit ihr. Er tröstete sie von einem Tag zum anderen auf die Haftentlassung.

Dann kam er eines Tages in Begleitung eines Richters.

„Gnädiges Fräulein", rief er sichtbar erfreut, „das Gericht hat Ihre Haftentlassung gegen eine Kaution von fünfzigtausend Mark genehmigt. Die Hefag übernimmt dreißig und Sie zwanzig Tausend."

Gisa sah ihn mit dem blassen Gesicht lächelnd an.

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor!" und streckte ihm die Hand hin.

Auch der Landgerichtsrat reichte ihr die Hand.

„Ich wünsche Ihnen Glück, Fräulein von Benkendorf, zu dem Erfolg Ihres Herrn Verteidigers. Er gibt Ihnen vorläufig Ihre Freiheit wieder, allerdings in beschränktem Maße. Sie müssen sich verpflichten, Berlin nicht ohne Genehmigung des Staatsanwaltes zu verlassen und sich jederzeit dem Gericht zur Verfügung zu halten. Wenn Sie damit einverstanden sind, so unterzeichnen Sie bitte dieses Schriftstück."

Gisa nahm das Schriftstück und las es durch. Es enthielt die Beschränkung ihrer Bewegungsfreiheit, die sie nun durch ihre Unterschrift anerkannte. Auch der Richter unterschrieb und verabschiedete sich dann freundlich.

Die Tür ihres Gefängnisses stand nun offen. Der Gerichtsdiener brachte ihren Mantel und ihren Hut.

„Nun, mein gnädiges Fräulein", sagte Dr. Petersen lachend, „dürfen Sie mir eine Bitte nicht abschlagen. Meine Frau erwartet Sie zum Mittagessen."

„Herr Doktor, ich bin nicht . . ."

„In Toilette!" ergänzte er lachend. „Nun, dafür sind Sie ja auch nicht zum Diner, sondern zum einfachen bürgerlichen Mittagessen geladen."

„Sie sind sehr liebenswürdig, Herr Doktor!"

„Kommen Sie nur, meine Frau und ich freuen uns darauf."

Am Portal winkte Dr. Petersen einem Mietauto. Gisa lehnte sich matt in die Polster zurück. Die Bäume und Sträucher hatten in den acht Tagen schon grüne Triebe bekommen, und der Frühling lachte über den Grünflächen. Das Leben der Großstadt hastete an ihnen vorüber. Seltsam! Gisas Augen schmerzten vom Schauen.

„Es ist mir, als könnte ich mich nach diesen acht Tagen nicht mehr in der Welt zurechtfinden", sagte sie traurig.

„Das geht allen so, die längere oder kürzere Zeit von der Außenwelt abgeschlossen waren", sagte der Rechtsanwalt. „Deshalb sollen Sie, gnädiges Fräulein, so gewissermaßen als Zwischenstation noch eine Stunde mein Gesicht sehen."

„Das ist der Grund Ihrer Einladung?" fragte sie lächelnd.

„Eigentlich ja. Ich verbinde aber damit auch noch den Wunsch meiner Frau, Sie begrüßen zu dürfen."

Das Auto hielt. Dr. Petersen reichte Gisa beim Aussteigen die Hand und führte sie durch ein Vorgärtchen, in dem der Frühling blühte.

Seine hübsche, lebhafte Frau öffnete selbst die Flurtüre der Etagenwohnung.

„Da bringe ich dir unser Sorgenkind, Inge", rief er und stellte Gisa seiner Frau vor.

Frau Inge hielt Gisas Hand fest und blickte sie an, wie eine alte, gute Bekannte, die sie totgeglaubt hatte. Der Rechtsanwalt nahm Gisa den Mantel ab. Frau Petersen zog sie mit sich in das gemütliche Wohnzimmer.

„Sie, Ärmste, was müssen Sie ausgestanden haben!"

Gisa schüttelte mit einem starren Lächeln abweisend den Kopf.

„Ruhig, Inge", rief Petersen. „Du weißt, nichts von Gerichten und Prozessen. Hier bin ich Mensch!"

Gisa war ihm dankbar. Sie fühlte noch immer die forschenden Blicke der jungen Frau.

„Mir ist's, als kenne ich Sie schon lange. — Ich habe Sie oft im Film gesehen — — und jetzt durch den Bericht meines Mannes — — —. Ich freue mich so, daß Sie gekommen sind."

(Fortsetzung folgt.)

Die Nacht von Menin.

Erzählung von Karl Theodor Strasser-Verden.

Die Kriege der Revolution trugen das Jahrhundert unter Grollen zu Grabe. An den Grenzen Frankreichs hatte der Frühling seine Zelte geschlagen. In einer Aprilnacht des Jahres 1794 zog sich die Wolke der Schlachtenwetter um die kleine Festung Menin zusammen, deren Werke durch Kaiser Joseph II. unbegreiflicherweise geschleift, durch den Hauptmann und Stabschef Scharnhorst nur mühsam und in aller Eile wieder ausgerüstet und kümmerlich genug bestückt waren. Die französischen Generäle Moreau und Vandamme hatten es darauf abgesehen, ihrem Ruhme einige Reiser zu pflücken durch Erdrosselung dieser lächerlichen, von kaum 3000 Hannoveranern besetzten Stellung.

Die Tage waren warm gewesen. Da schmetterten die Finken. Aber dazwischen schlugen Bomben und Kartätschen, die Nächte warfen wahre Feuergarben über das zerschossene Städtchen. Heute war kühler Regen eingefallen, die Sonne verschluckt, graues Gewölk um grüne Fernen gebreitet. Die französische Armee hatte ihren Ring um den Ort verengt, so hieß es — ein Korps, zehnmal so stark wie die Besatzung, umschlang den Hals der schmalen Festung.

Gegen Abend zum zweiten Male sah man von den Schützengräben französische Unterhändler in die Stadt kommen. In der Dämmerung schritt eine hohe Gestalt in dunklem Mantel von Posten zu Posten: Es war der hannoversche General von Hammerstein, der Kommandant der Festung, der sich tagtäglich persönlich von jeder Neuerung überzeugte. Er hatte auch diesmal die Aufforderung zur Übergabe abgewiesen: „Ich kenne meine Pflicht und kapituliere nie!"

Eine halbe Stunde später begannen mit wildem Gebell die Kanonen in die verstörte Nacht zu sprühen, mit verstärktem Knall die Bomben zu sprießen und zu platzen. Feuer und Eisen hatten die meisten Häuser gefressen, überall Scharten, überall Tote — kaum daß man Kreuzwege überschritt ohne Gefahr der Vernichtung. An den zerschundenen Gartenmauern kroch zerfetzter Efeu, mit irrem Klang wimmerte die Turmuhr über die seltsam verlassene Stadt. —

Durch die Dämmerung wandeln trotz Bomben und Kartätschen zwei Gestalten.

„Was sagt die Festung?" fragt der Greis.

„Sie steht trotz ihrer Schwäche, Exzellenz!"

„Scharnhorst, ich weiß, daß die Franzosen jeden Stein erobern müssen, eh' sie dies Menin uns entreißen!"

„Sieg oder Tod — hieß es oft. Der Feind ist überall acht- bis zehnmal stärker. Wir werden das Nest halten und sterben."

„Können Sie schweigen, Scharnhorst?"

„Exzellenz kennen mich!"

„Und ich weiß, Sie sind mein zweiter Kopf. Denn ein General muß zweimal Ich sein, um Erkenntnis zu schöpfen. Ich wünsche keinen Kriegsrat mit den Obersten. Mein Entschluß ist zu kühn, um von den Schultern meiner Offiziere getragen zu werden. Ich will alles selbst verantworten. Gelingt mein Plan, so weiß ich, daß hannoversche Soldaten eine Tat vollbrachten, größer als die des Leonidas. Gelingt er nicht, so mag man mich für wahnwitzig erklären und unfähig zum Kommando —"

„Exzellenz, dann — sterben wir eben!"

„Sie wissen —?"

„Durchbrechen!" ruft Scharnhorst begeistert.

„Rufen Sie alle Obersten auf heut abend elf Uhr in mein Quartier zusammen!"

Der Abend kommt. Über den Kreuzungen liegt doppeltes Feuer. Rot glühen die tausend Rachen der Nacht. Die Kanonade steigt. Sturmangriffe der Feinde versinken in den rauschenden Frühlingsgründen. Gegen elf Uhr, nahe dem Brügger Tore, versammeln sich die Kommandeure. Gerade über dies Haus gehen die Feuergarben, als ahne der Feind den Plan. Das Zimmer, erhellt von den Lichtern der Laternen und Leuchter, flammt Minute um Minute hellauf von den einbrechenden Bomben, den platzenden Granaten. Und plötzlich schreit die wilde Aprilnacht in mächtigem Feuerschein auf. Die Offiziere wenden das Gesicht nach jener Seite. Unerschüttert steht der General. Rote Uniform umleuchtet die heroische Gestalt. „Wo ist Dreves?" ruft er.

Endlich, nach Stunden Wartens, erscheint der Oberst von Dreves. Aber die Stunden in Gesellschaft feuersprühender Geschosse waren nur Minuten. Hammerstein erhebt sich. Markig, heldenhaft ragt sein Greisenkopf empor. Seine Stimme thront fest über allen: „Meine Herren, ich will mich mit der Garnison durchschlagen! Lieber will ich im freien Felde sterben als kapitulieren!"

Alles gerät in Bewegung. Bravorufe. Alles Gefühl ist befreit. „Marschrichtung Rouselaere."

Die Kommandeure danken, machen Honneurs, eilen zu ihren Bataillonen. Eine Stunde später steht alles kampfbereit auf der Esplanade. Häuserbrände vom feindlichen Feuer überschüttet, machen den Platz taghell.

Der General reitet von Kompagnie zu Kompagnie: „Von euch hängt alles ab, Kameraden! Schießt ihr, so sind wir verloren — braucht ihr das Bajonett, so gibt's Viktoria!"

Bald ist die Vorstadt Brügge voll Kampfgetümmels. Vandammes Halbbrigade wird niedergemacht, aber neue Truppen der Republik verwehren den Ausmarsch. Das Erste Bataillon, noch nicht formiert, heftig beschossen, verwirrt sich. Rastlos eilen und ordnen die Offiziere. Doch die Kolonnen schwanken rückwärts. Wo ist die Artillerie? Nur zwei Geschütze mit Protzen sind draußen. In diesem Augenblick sagt Hammerstein: „Die Sache geht verdammt. Lieber auf der Stelle tot als zurück!" Und überallhin sprengt der General, wo man seiner bedarf. Laut ruft er: „Soldaten — vorwärts! Bajonett! Bajonett! Und vorwärts! Hoch Hannover!" Dann sieht er sich um, setzt sich an die Front und kommandiert. Seine Worte gießen Bronze in die Glieder.

Langsam, ohne Feuer, unaufhaltsam wuchtet die eiserne Linie vor. Der Feind weicht. Doch da — an den Flügeln bricht er wieder hervor, der Grenadiere sind zu wenig. Jetzt befiehlt der General, die feindlichen Flankenangriffe durch Kartätschen zu bremsen.

Endlich, im Handgemenge, in wirrem Strom, wühlt alles über die Brücken. Kaum rettet sich Hammerstein, wo Pferde und Soldaten der Lüneburger Heide in den angeschwemmten Fluten ertrinken. Zuletzt findet er sich ostwärts abgedrängt. Der Ring ist durchbrochen, aber drei — drei Bataillone fehlen! Man hält sie für verloren. Zwischen feindlichen Trupps, mit etwa 200 Mann und zwei Kanonen, schlägt man sich unter Schuß und Rufen bei aufgelöster Rangordnung in wirrem Haufen vorwärts. Die Gefahr schweißt alle zu einem Leib. Französische Reiter werden zersprengt, Posten verjagt. So erreicht man Iseghem.

In der Ferne taucht endlich Rouselaere auf. Der General befiehlt drei Reiter zur Aufklärung nach vorn. Hält der Feind das Nest besetzt? Bald kehren sie zurück. Schon von weitem schwenken sie ihre Säbel. Und Hammerstein, inmitten feindlicher Wolkenbrüche, pflückt die leuchtende Frucht: „Alle drei Bataillone stehen drinnen auf dem Markt! Eine feindliche Batterie ist erobert!"

Der General zieht seinen Degen. Alles ruft jubelnd: „Viktoria!" Der Stoß ist gelungen. Durch zehnfachen Feind retteten Mut und ganzer Wille. „Scharnhorst!" ruft er, „Scharnhorst!"

Der Hauptmann steht vor ihm. „Muß man nicht manchmal wahnsinnig sein?"

„Man w ü r d e es sonst", erwidert jener.

Severin verliert das Rennen.

Eine lustige Skifahrergeschichte von Rudolf Anderl.

Vom Wendelstein bis hinüber zum Watzmann strahlten die Berge des bayerischen Oberlandes im makellosen Weiß des Schnees, über dem die Februarsonne leuchtete. Gleißend lockte die Abfahrt in das Tal, und wie in greifbarer Nähe winkte die Pyramide des Großvenedigers.

Die fünf jungen Leute saßen dicht gedrängt auf der Bank vor der Hütte: Der Doktor Engelbrecht aus München mit seiner jungen Frau, seine hübsche Schwester Annemarie — blond, zierlich, gescheit und brav obendrein — und deren beide glühende Verehrer Martin Fiederer und Severin Stoll. Seit einem halben Jahr etwa tobte der stille Kampf der beiden Freunde. Von dieser verbissenen Rivalität wußte man auch im großen Freundeskreis der drei, — und das ging sogar so weit, daß man schon zu wetten begann: Ob der Martin oder der Severin das Mädel bekam. Die Annemarie (oder Annemie, wie sie der Kürze halber genannt wurde) sah dem Werben der beiden halb ängstlich, halb belustigt zu und sagte eigentlich zu keinem Ja oder Nein; wenngleich man wissen wollte, daß ihr der ernste und fleißige Martin Fiederer mehr zusagte als der andere, der mit goldenem Leichtsinn allein die Welt erobern wollte. Jetzt auch, da sie inmitten der beiden Gegner saß und blinzelnd in die heiße Sonne sah, jetzt auch wußte sie ganz genau, daß sie sich gegenseitig belauerten und achtgaben, daß nicht etwa der Nebenbuhler eine kleine Hand erwischte oder gar den ganzen Arm dazu.

Der Doktor, Annemies Bruder, der seit drei Tagen die Nebenbuhler fröhlich beobachtet hatte, wagte nun, am letzten Tag, einen energischen Vorstoß: „Es wäre schön", meinte er wie nebenher, ohne die Pfeife aus dem Mund zu nehmen, „es wäre schön, wenn man einmal etwas wüßte . . ., ich meine, ganz bestimmt wüßte. Es wäre gut für uns alle."

„Hansl?" staunte seine kleine Frau. „Was meinst denn?"

„Wer nun die Annemarie einmal bekommt . . ., der Martin oder der Severin. Das möcht' ich wissen."

Die beiden Gegner saßen blutübergossen da und hatten plötzlich eifrig an den Sonnenbrillen zu putzen. Die Annemarie warf dem Martin einen verstohlenen Blick zu und brachte dann einen ellenlangen Seufzer aus der Brust: „Ach ja! Da wird halt doch das Schicksal entscheiden müssen . . ."

„So? — Wie sollen wir das verstehen?"

Das Mädchen erhob sich von der Bank, stellte sich in Positur und sagte in komischem Ernst: „Ja, das Schicksal soll entscheiden. Ich mache meinen Verehrern folgenden Vorschlag: Sie fahren gemeinsam von der Hütte ab, vielleicht zwei Stunden später, nachdem wir anderen weg sind. Wer am ersten unten ankommt, der bekommt von mir einen Kuß, oder auch zwei und drei, wenn er Lust hat. Einverstanden?"

Der Martin wollte beschwörend die Hände aufheben, aber Severin stimmte sofort lachend zu. Und da der Doktor wußte, daß er gegen das feste Köpflein seiner Schwester nichts ausrichten könne, so galt die Wette nach einiger Hin- und Herrede als abgeschlossen. Die ersten drei fuhren auch richtig eine Stunde später gegen das Tal. Die beiden Rivalen — jeder ein ausgezeichneter Skiläufer — verfügten sich schließlich ebenfalls zu ihren Bretteln, mit deren Hilfe sie um die Heißbegehrte kämpfen wollten.

Beinahe hätten sie noch die ausgemachte Zeit übersehen, denn die Skistöcke Severins waren unerklärlicherweise verschwunden. Wohl oder übel mußte der Verärgerte zum guten Schluß mit zwei alten Stöcken vorlieb nehmen, die wenig vertrauenerweckend aussahen. Pünktlich um drei Uhr — und jeder wachte darüber, daß der andere nicht eine Sekunde früher abfuhr — stießen sich beide vom ersten Hang ab und rasten dem nahen Walde zu.

Die Abfahrt war nicht leicht. Aber in der herrlichen Sonne dieses Februartages, der schon leise hinüberklang in den März, wurde sie zum herrlichen Ausflug in das Glück des Schnees. Aufstäubte das Pulver unter den leicht rauschenden Brettern, Tannenzweige schlugen den Sausenden ins Gesicht, über den schmalen Waldbach hinweg setzten sie mit gewaltigem Sprung. hier warf es den Martin bereits das erste Mal, wenn der Severin auch wenige Meter weiter ebenfalls mit voller Wucht im Schnee landete. Bis hierher waren sich die Nebenbuhler völlig gleich geblieben Am Hang darauf fuhren sie mit johlendem Zuruf in eine Herde übender Skihaserl, die daraufhin pflichtschuldigst auf den Rücken fielen, krätschten in rasender Fahrt durch einen Hohlweg, rannten beide an den gleichen Felsenhaufen, überkugelten sich gemeinsam und standen auch gemeinsam wieder auf . . . aber das Schicksal hatte hier bereits entschieden: Denn während Martin sofort wieder aufstand und davonjagte, sah Severin in heller Verzweiflung nach einem seiner Skistöcke — der war mittendurch gebrochen und ließ sich in der Eile auch unmöglich ausbessern. Der Gegner hatte mittlerweile Vorsprung gewonnen. Severin hob sich über eine Schneewehe, drückte sich ab und zischte hinterher, daß der weiße Staub wie eine blendende Kaskade gegen die grelle Sonne stand. Nun aber kam das Verderben: Die folgende Langlaufstrecke überwand Marin spielend, indes der Gegner mit dem gebrochenen Stock mehr und mehr zurückbleiben mußte. Nur das jauchzende: „Holtoooh!" hörte er noch . . ., dann war der Freund verschwunden, um in herrlichem Endspurt dem Talort zuzufliegen.

Was weiter kam, ist rasch erzählt: Der Abend sah zwei junge glückliche Menschen im Dorfgasthaus, der Doktor saß grinsend mit seiner Frau daneben, und der Severin, rot wie eine reife Mohnblume, goß sich eine Halbe nach der anderen in die Kehle. Erst nach der zehnten ließ er sich zu einem bitteren Glückwunsch herbei, der aber keineswegs überzeugend klang.

Die Hauptsache aber war, daß er ein kleines Geespräch nicht zu Ohren bekam, das eine Stunde später zwischen Martin und Annemarie im halbdunklen Gang geführt wurde. Denn da sagte der Glückliche, indes er den Blondkopf der schwer Errungenen an sich preßte: Du! — Magst mich wirklich? — Und wenn jetzt der andere gewonnen hätte?"

„Der hat gar nicht gewinnen können. Dem ist ja der Stecken abgebrochen."

„Ein Zufall . . ."

„Na, ja . . ." Die Blonde lächelte, und zog den Bräutigam in das anschließende kleine Nebenzimmer. Und während sie ihm zwei nagelneue feste Skistöcke unter die Nase hielt, fragte sie fröhlich: „Martin? — Wem gehören denn die?"

„Du! Das sind ja die vom Severin!"

„Ja, die sind's. Die nahm ich ihm weg und der Hansl hat sie mit heruntergebracht. Die anderen, die ich dafür droben gelassen hab' — die waren ein ganz klein wenig angesägt. So! — Und jetzt kaunst du ja sagen, das Schicksal habe zu deinen Gunsten entschieden, Du Lie —"

Weiter kam sie nicht. Vor dem Fenster leuchtete abendlich groß die Sonne, weit glänzte das Land, und gegen das Violett des Himmels standen groß und weiß die Berge vom Wendelstein bis zum Berchtesgadener Land.



Bunte Chronik



Das Manuskript der amerikanischen Nationalhymne.

Das Museum von Baltimore hat für die Summe von 300 000 Mark das Originalmanuskript der amerikanischen Nationalhymne erworben. Dieses Blatt Papier, das von dem Museum jetzt als kostbarer Schatz gehütet wird, wurde viel umstritten. Es fanden sich immer wieder „Eingeweihte", welche behaupteten, daß es sich hier nicht um das Original handle. Inzwischen hat man aber einwandfrei festgestellt, daß das Manuskript echt ist. Der Text des berühmten Liedes „The Star Spangled Banner" wurde im Jahre 1814 in Baltimore von Francis Scott Key gedichtet. Der Verfasser soll das Gedicht während des Bombardements von Fort Mac Henry durch die Engländer geschrieben haben. Den ersten Entwurf, den er auf die Rückseite eines Briefumschlages geschrieben hatte, vernichtete er später und übertrug den Text auf ein Blatt Papier, dasselbe, das sich jetzt im Besitz des Museums befindet. Das Dokument gehörte bisher Henry Walters, einem hohen Verwaltungsbeamten in Baltimore, der sich große Verdienste um den Ausbau des Museums erworben hat. Er hat dem Institut auch bedeutende finanzielle Unterstützungen zukommen lassen. Aus diesen Mitteln hat die Museumsverwaltung jetzt das Manuskript von den Erben Henry Walters' erworben.

Verantwortlicher Redakteur i. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.